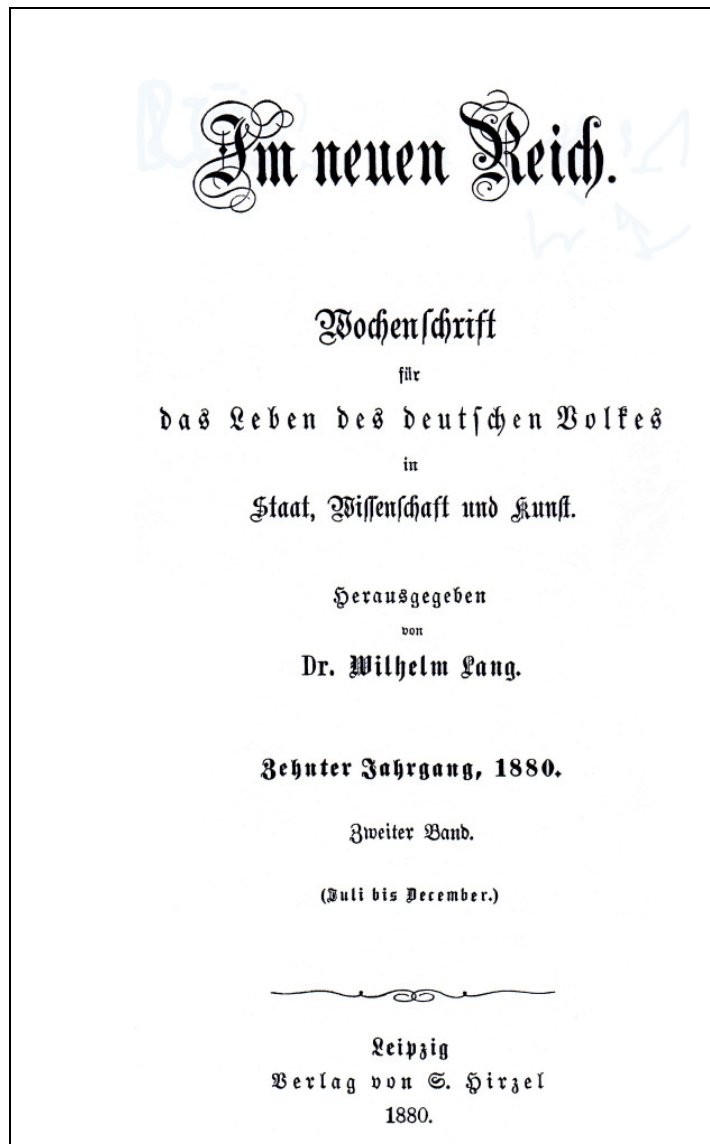


**Schmidt, Erich**

Der Kampf gegen die Mode in der deutschen Literatur des siebzehnten Jahrhunderts  
*Im neuen Reich. Wochenschrift für das Leben des deutschen Volkes in Staat,  
Wissenschaft und Kunst, hg. von Wilhelm Lang, Leipzig (S. Hirzel), 10. Jg.,  
2. Band (Juli bis December) 1880, 457-475*



*Der Kampf gegen die Mode  
in der deutschen Literatur des siebzehnten Jahrhunderts*

Wie die Mode nur in der Unbeständigkeit beständig ist, so haben sich die Drachentödter, welche da auszogen, das Ungethüm zu erlegen, zu verschiedenen Zeiten verschieden gewappnet; wenn es auch gelegentlich heute noch vorkommen mag, daß eine Strafpredigt gegen die Mode ihre Bolzen und Keile aus dem alten Arsenal aus dem Sechzehnten und siebzehnten Jahrhundert hervorholt. Damals stellte mit dem Überschwang der Sache der neue Name sich ein, unter dem die zeitgenössischen Satiriker alles zusammenfaßten, was ihnen der Väter Brauche zuwiderlaufen schien.

Auch die Ausländerei kann als heilsames Bildungselement wirken, eine Blüthezeit eben durch die Mode ihren edleren Anstrich und ihren Schönheitscultus zeigen. So lernte im zwölften Jahrhundert die deutschen Ritter von den romanischen Nachbarn zierliche Cortoise und sehnenenden Frauendienst, eine Geselligkeit, die alles mit Rücksicht auf das, was *ze hove zimet* und der Dame gefällt, regelte. Französische Wörter wurden in großer Zahl aufgenommen, Epos und Minnesang gediehen und gewiß waren die ritterlichen Vertreter des *mâze*, des gemessenen höfischen Benehmens, mochten sie sich auch oft genug in Unnatur und Narrheit verirren, feinere, liebenswürdigere Gesellen, als die derben Männer, von denen der Phantast Ulrich von Lichtenstein klagt, daß sie beim Weine über die Frauen herzogen.

Aber gar lange blieb dieser rohe Ton des Kneiptisches bestehen. Der Sittenverwilderung oder dem Raffinement dienend tritt die Mode im sechzehnten Jahrhundert auf, der wundersam zwiespältigen Zeit, wo mit der freien Forschung des Humanismus und der Reformation der faustische Wissensdrang seinen titanischen Adlerflug begann, andererseits jedoch ein grob genußsüchtiges Unwesen Adlige und Bürger in dunstigen Zechstuben zu unmäßigem Trunk und grobianischen Schwänken versammelte, Hans Sachsens „Herr Eigennutz, das greulich Thier“, die Welt beherrschte und die neuen Handelsverbindungen besonders in den Knotenpunkten des kaufmännischen Verkehrs einen ungeahnten Luxus aufbrachten.

Wie Bücherdruck, Holzschnitt und Reformation die Bildungsprivilegien brachen, so wurden manche Schranken, welche bislang die Trachten streng nach Ständen abgrenzten, niedergerissen. Und zu keiner Zeit haben die Verordnungen der Obrigkeit viel gegen eine solche demokratische Auflehnung vermocht. Der Bürger that es dem Adeligen gleich, der „Pflugbengel“ folgte und alle überbot der frumme Landknecht, wenn er sich in guten Tagen vom reichen Beuteerlös überprächtigt ausstattete. Schon Luther mußte manch kräftiges Wort gegen die Üppigkeit der Zeit sprechen; dann waren es allen voran protestantische Prediger, welche die weltlichen Gebrechen und Unarten ihrer Pfarrkinder gleichsam in Person vor Gericht luden und mit all dem Großen Geschütz der alten theologischen Polemik angriffen. Vortrefflich führt und Achim von Arnim, von allen neueren Dichtern der kundigste und lebendigste Schilderer des sechzehnten Jahrhunderts, seinen Hofprediger Martin Martir im Eingange der Novelle als fanatischen Bekämpfer der Mode vor. Die Musculus, Mathesius, Osiander, Spangenberg, Westphal und wie sie sonst heißen, stellen gemäß dem starken Teufelsglauben ihrer Zeit jedes Laster als einen besonderen Teufel dar. So werden in dem gewaltigen zweitheiligen Folianten *Theatrum diabolorum* die bösen Feinde scharf aufs Korn genommen. Eine Hauptrolle spielt die Kleidermode.

War doch in Deutschland seit dem Ende des fünfzehnten Jahrhunderts jene von den Landsknechten erfundene Tracht siegreich vorgedrungen, welche durch den maßlosen Stoffbedarf für Puffen, Schlitze, Ausschnitte und Ausfüllungen manchen den Beutel leerte.. Es ist die Pludertracht, die zerschnittene, zerhauene, zerflamnte, verbrämte, verwülstete, verkörderte. Auch die Mägdlein brauchten viel: Pantoffeln mit hohen Absätzen, Bänder und Borten, Gürtel und Taschen, „Händschichen“ , Halsketten, Kränze, dicke falsche gelbe Zöpfe, theure Koller, Nesseltuch um den entblößten Hals, Schleppe. Für einen überladenen „güldenen Schweif“ soll eine Gräfin 2500 fl. und 150 fl. Macherlohn bezahlt haben. Da wird wohl eine solche Modenärrin bitter mit der schlichten Jungfrau Maria verglichen, ähnlich wie man oft dem ärmlichen Einzug Christi in Jerusalem den päpstlichen Pomp entgegenhielt, den die Lutheraner gern als eine Triebkraft des Modeübels brandmarken.

Weil namentlich der Tanzteufel viele Opfer verschlang, erinnert der zürnende Prediger etwa an die Entartung vor der Sündfluth, wo es doch den Purpurweiblein gar nicht mehr tänzerlich zu Muthe gewesen sei, denn damals habe den trippelnden und äugelnden Tausendschönen kein Halsrecken und kein „welsch, frantzösisch, höflich tanzen“ geholfen. Was die Todtentänze mit grandioser Kraft veranschaulicht hatten: alles Irdische vergeht, wiederholten die Geistlichen mit ermüdender Einmütigkeit. Das verhaßte Schminken zu bannen, malten sie roh den Ekel der Verwesung aus. Osiander widmete

auf der Kanzel den wälschen Frauenhütlein eine höchst ungnädige Besprechung und meinte, die kolossalen spanischen Kragen, von anderen oft genug mit Mühlsteinen verglichen, machten den Kopf dem Johannishaupte auf der Schüssel des Herodias gleich. Ganz stilgerecht läßt Arnim seinen Mantir den Spitzenkragen der Herzogin als ein höllisches Netz verfluchen, das die schwebenden Engelein wegfangen. Man wußte zu erzählen, daß einem auf dem Gange zum Abendmahle der Teufel im Kragen gegessen hatte.

Die krause, zerstückte Tracht hatte nach den Mären der Zeit viele tragische Wunderzeichen im Gefolge: furchtbare Mißgeburten, oder daß 1544 in Neiße Steine und Hagelklumpen in zerhackter Form vom Himmle fielen und, was wirklich geschah, daß die Türken den prahlerischen Junker Landsknechten, diesen bunten Pfingstvögeln, die Leiber ihrer Tracht entsprechend mit grausamem Hohn zerfetzten. Da erhielt der übermüthige Narr seinen Lohn, der für Einen Anzug neunundneunzig Ellen Tuch hatte zerschneiden lassen; neunundneunzig, weil das großartiger klang als hundert. Ein anderer Kleidergeck verordnete gar in seinem Testamente, man solle ihm seine Prunkanzüge säuberlich für den jüngsten Tag zurecht legen. Die Verschwendung hielt zudem nie lange vor, denn die Mode war ungemeinen Schwankungen unterworfen.

Neben dem großen „Kleyder, Pluder, Pauß und Kraußteuffel“ stand als wichtigster Abtheilungschef der vielberufene „pludrichte Hosenteuffel“, von dem seltsame Histörchen im Schwange gingen; wie daß ein Prädicant, der eines Sonntags heftig gegen diesen Unhold gezetert hatte, am nächsten gerade der Kanzel gegenüber ein solches verpönte Kleidungsstück aufgehängt fand, oder daß ein Maler auf einem jüngsten Gericht die Höllischen in Pluderhosen malte und plötzlich von dem Teufel eine tüchtige Mauschelle empfing, weil er ihn durch diese Kostüm schimpfired haben. Zahlreich sind die Klagen über die Unanständigkeit der neuen Kleider, zahlreich Verbote und Strafen

Mitten in dem übermäßigen, geschmacklosen und oft unflätigen Gepolter, welches das Kind immer mit dem Bade ausschüttet und sowohl der Stoffülle wie der Laune von Fischarts elftem Gargantuakapitel fern bleibt, ertönten ehersame Lobreden auf die gute alte Zeit, patriotische Weckrufe und ernste Befürchtungen, die dann während des dreißigjährigen Krieges immer und immer wieder von vaterländisch gesinnten Satirikern geäußert werden, wie: „Die zerhackten zerflammen Kleyder prophezeyen ein zerrissen Regiment“, oder „Frembde Kleyder bringen auch frembde Sitten und Sünden mit sich“. Gern wird die Anekdote wiederholt, daß Karl der Große seine in unsoliden wälschen Kleidern prangenden Höflinge auf einem Jagdzuge durch dorniges Dickicht weidlich beschämt habe.

Wie nennt man nun gegen Ende des sechzehnten Jahrhunderts solchen

Brauch und Unfug, den einseitige Eiferer so erbittert verfolgen? Man spricht von der „seltsamen Monier“, der „newen Art und monir“, das Wort „Mode“ aber gehört wesentlich erst der Zeit des großen Krieges an. Damals wird es Schlagwort und gilt den Satirikern als Signatur der Epoche. Französisch *à la mode* ergibt das neue Beiwort „alamode“ (allmode, allemode) und „alamodisch“. Man sagt auch personificierend mit dem Gedanken an den Modeteufel: der Alamode. „Modo“ und „allamodo“ begegnen, in Oesterreich namentlich auch „Modi“.

Diese Mode ist spanischen Ursprunges. In den Strafreden der Prediger werden häufig verschiedene Trachten arg durcheinander geworfen. Natürlich ist die Scheidung nicht von einem bestimmten Tage an zu datieren und nicht in allen Gegenden, allen Gesellschaftskreisen, allen Vermögensklassen gleichmäßig vollzogen worden, doch läßt sich im allgemeinen festhalten, daß während der zweiten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts die steife spanische Kleidung die schlotterige Pludermode zurückdrängt, um bald unbestritten zu herrschen.

Wir wollen nach Art unserer alten Romanschriftsteller einige Typen der Zeit überschauen, vereinigt als Stammgäste und Reisende in einer Wirthsstube des siebzehnten Jahrhunderts. Einheimische und Fremde thun sich gütlich. Es fehlt nicht an ausländischen Leckereien und Getränken. Ein Kriegsmann, halb abgerissen, halb aufgeputzt, erzählt im überlauten Bramarbastone von seinen Heldenthaten. Der Martissohn bekräftigt seine verwegenen Rodomontaden mit französischen Flüchen, und streut an passender oder unpassender Stelle wohl auch eine italienische Phrase ein, denn der berühmte Capitano Spavento der italienischen Komödie ist der leibliche Vetter des Gryph'schen Horribilicribrifax und der zahllosen anderen Nachkommen des plautinischen Prahlhauses. Ein anderer giebt curiöse und fabulöse Reiseberichte zum besten, die jedoch ein unverschämter Handwerksgesell – nennen wir den „prav Kerl“ Schelmuffsky – durch faustdicke urkomische Lügen, immer fein „der Tebel hol mer“ beifügend, parodiert. Eine Gruppe älterer Bürger führt politische Gespräche, in denen von Staatsnovellen und *raison d'état* die Rede ist. Vielleicht trägt auch ein neumodischer Poet ein fabelhaft schwülstiges Gelegenheitscarmen vor, das ihm den pfalzgräflichen Lorber einbringen soll, indessen der junge, frisch aus Paris kommende stutzerhafte Deutschfranzose über einem nicht minder phrasenhaften Liebesbriefchen an eine Demoiselle Dulcibella oder Florinde sinnt. Studenten halten an einem Nebentische ein wüstes Gelage: sie huldigen der Mode, um ihr zugleich burschikos ein Schnippchen zu schlagen, lassen sie sich doch zuweilen auf der Straße ohne Mantel erblicken. Ein Verbrechen, wie wenn man heute in Hemdsärmeln die Promenade besuchte.

Ein Paar für sich fesselt als musterhaft alamodisch unsere Aufmerksamkeit. Die\*) spanische Mode machte in Deutschland von 1550 bis 1650 manche Veränderungen durch. Zunächst verdrängte der steife spitze Hut allmählich das Barett, die Mühlsteinkröse forderte kurzgeschnittenes , nach oben in einen Stutz gekämmtes Haupthaar und einen spitz verlaufenden Vollbart. Das Wamms war oft bis zur Unförmlichkeit („Gänsebauch“) ausgestopft und an den Schultern mit Wülsten versehen, die Pumphose oben durch Polsterung gesteift. Der Strumpf wurde ein selbständiges Stück. Die deutsche Schauble schrumpte zum ärmellosen spanischen Mäntelchen zusammen. Enger, steifer war die Kleidung und minder farbenschillernd als in der Pluderzeit, dafür üppiger in der Wahl kostbarer Stoffe, maßloser im Bedarf an Spitzen, Perlen und anderem Schmuck, verschwenderischer in der Abwechslung, wie denn ein Herr von Schönberg zweiundsiebzig Galaanzüge hinterließ. Unser Modeherr sieht schon anders aus. Er trägt statt der ewige Grandezza gebietenden Krause einen bequemeren Spitzenkragen und läßt sein Haar, das er vielleicht der Mode zu Liebe dunkel färbt, in künstlichen Locken herabwallen. An Stelle des Vollbartes ist der Schnurr- und Kinnbart getreten. Wamms und Beinkleid ohne die gräßliche Polsterung nähern sich modernen Formen. Lose an den schultern hängt der Mantel. Statt der Schuhe trägt er hohe Stiefel mit klirrenden Sporen und auf dem Toupée den breitkrämpigen Schlapput, „Respondent“ genannt, weil er allerhand Formen willig annimmt und auch den Namen wechselt. Am Ohr sind ein paar Locken in ein kokettes Zöpfchen geflochten, dessen Ende durch eine Perle oder Schleife geziert ist. Dieser Schmuck, eine Gabe seiner Herzensdame, heißt Favor oder *faveur*. Man legt Werth darauf, das ganze Gewand mit derlei *faveurs* zu übersäen. Derb verspottet die „Taille douce eines süßen Herren in bitterer Manier von 1650“, abgedruckt in „Des Knaben Wunderhorn“, den Stutzer:

„Am linken Ohr hängt ihm herab  
Ein a la Mode Zotten. . . .  
Bald flicht er ihn wie einen Zopf,  
Thut ihn zusammen drehen,  
Läßt raußer schau'n ein kleinen Schopf  
Damit man ihn könn' kennen;  
Er bindt darein ein Restelein  
Das er beim Krämer funden,  
Ein' Dame nennt Die ihn nit kennt,  
Sagt, habs ihm eingebunden.“

Handschuhe und Fazzolett duften von Parfums.

Das hohe, von der neuerdings wieder einmal beliebten oder beliebt gewesenen Stuartkrause abgeschlossene Kleid der Frau hat sich wieder in das

---

\*) Vergleiche zum Folgenden: J. Falke, „Die deutsche Trachten- und Modewelt“.

offene runde verwandelt. Von der eng geschnürten Taille steht der Reifrock weit horizontal ab, um sich dann tonnenförmig zu senken. Holzreife, Draht, Filz oder Eisen machen ihn zu einem förmlichen Gestell, höhnisch *Vertuarda* benamset, in Spanien vor 1550 erfunden, seither mehr als einmal vertrieben, aber schwerlich schon endgiltig beseitigt. In Deutschland verliert er sammt dem „Gepulster“ im Verlaufe des Krieges an Geltung, denn die vordringende französische Mode von damals ist ihm feind. Auch die Frau trägt ein Mäntelchen. Der Hut, an Stelle der alten Haube, oder die nach 1600 neu eingeführte Stuarthaube, fordern natürlich neue Frisuren. Von Puder und Schönplästerchen wird vor der Hand noch ein bescheidener gebrauch gemacht.

Derbe Bildergedichte, satirische Kupferstiche mit erläuternden Spottreimen gingen dem Monsieur Alamode früh zu Leibe. Wir besitzen fliegende Blätter wie die „Alamodische Hobelbank“ andere artliche „Discourse“ der „*a la modo* monsiers“, Schilderungen auch von den Absterben und der Höllenfahrt der schönen Herren. Ein „Alamodo Gsang“ heißt „die deutsch Französin“, ein ähnlicher „Teutscher Franzoß“: „inn welchem die Abenthewrische und wunder-Närrische Allamodische Aufzug, Tracht und geberden der teutschen Franzosen, und französischen Teutschen mit mehrem beschrieben werden.“

Strenger erhoben in verschiedenen deutschen Gegenden Männer ihre Stimme, welche die eingerissene Ueppigkeit, Unzuverlässigkeit und Undeutschheit mit tiefem Unmuthe erfüllte.

Gerade in einer Landschaft, die „den *a la mode* so nahe vor der Thür“ hatte, wie das Elsaß, hielt man mit alemannischer Zähigkeit an dem alten Wesen feste und Hans Michel Moscherosch ist ein Herold der conservativen Gesinnung, die viele Jahre zuvor in Straßburg aus Brant und Geiler gesprochen hatte. Er, der bürgerliche Sittenschilderer seiner zeit, hielt, eine spanische Vorlage des Quevedo übertragend, bereichernd, ergänzend den Deutschen im dritten Jahrzehnt des Krieges einen Spiegel vor in den „Wunderlichen und wahrhaftigen Gesichtern Philanders von Sittenwald“. Der ernste Mann, dem die Fröhlichkeit inmitten des Greuels der Kriegsgurgeln geschwunden und viel Lachen ein Ekel war, möchte lieber mit eisernem Besen kehren und den „ungünstigen undanckbaren untrewen Leser mit Grimm *reformiren*“, aber er weiß, daß dem erschöpften Geschlechte, dem manche Prediger thöricht genug immer das verdiente Strafgericht Gottes vorhielten, etwas Zucker zu den bitteren Pillen der Satire nöthig sei; eine Phrase, die fortan bis ins achtzehnte Jahrhundert hinein stereotyp bleibt. Moscherosch ist kein durchgebildeter, fesselnder Schriftsteller; Tieck z. B. hat ihn bedeutend überschätzt. Die „Gesichte“ bieten ein wirres, planloses Durcheinander, das überall und nirgends spielt und geschmacklos in alter Weise alle möglichen Typen, Stände, Narren bald auf einer Gäuchmatt, bald in der Hölle vereinigt.

Immer marschieren dieselben Kaufleute, Quacksalber, Juristen, Philosophen, Dichter, Astrologen, Alchimisten, Studenten, Fechtmeister, Scharrhänse, Trunkenbolde, Stutzer, Venusnarren, Dirnen, Xanthippen an uns vorbei wie im grotesken Schöneraritätenkasten. Aber, wie Gervinus treffend bemerkt, die Satire ist subtiler geworden, da sie nicht mehr ausschließlich wie im verflossenen Jahrhundert die groben materiellen Laster der Bürger und Bauern, sondern auch die dogmatischen Haarspaltereien, die Advokatenkniffe, die politischen Ränke, den adeligen Comment und das Hofwesen geißelt.

Modewörter beherrschen die hohe Gesellschaft und schallten in die mittlere und niedere hinab. Die Politik, die *ratio status* mit ihren Praktiken, beirrte den alten einfältigen Sinn und in den Köpfen spukte das neue falsche Point d'honneur du Mode, die sogenannte Reputation, von der Moscherosch sagt: „wenn ich dieses Wortes gedenke, so jammert mich, daß es so vornehme Leut zu Narren macht“. Reputation ist ein Schlagwort. Aus Reputation führen die Könige verheerende Kriege, aus Reputation duelliren sich courtesische Cavaliere wegen Liebeslappalien, aus Reputation nennt der Soldat sein feiges Ausreißen eine *retirade*, durch lächerliche Reputation geräth der Handwerker auf die schiefe Ebene. „Scheinwesen“ allüberall.

Seine ganze Verachtung und seine ganze Sehnsucht nach deutschen Sitten und Helden kehrt der Mann, der „aus wahrhaftig treuem offenem Teutschgesinntem Herzen und Vorsatz frei Teutsch heraus reden will“, wider den Popanz Mode. „Dieses *a la mode* bringt uns noch umb leib und gut mit einander“, es schadet mehr als der große Krieg. Auch für ihn ist es ein Teufel, der eine freche Tracht, die *cachebastards*, Reiffschürzen, Krösen, Hüte (bald rund wie ein Münsterkäs, bald klein und spitz), Schönplästerchen, jämmerliche Complimente und Titulaturen wie eine Seuche über Deutschland verbreitet hat. Sprichst du mit einem Adeligen, so antwortet er nur *oui*, weiter reicht seine französische Weisheit nicht, das Latein ist ihm unbekannt und die Muttersprache von der Mode verboten. Die Soldaten aber wettern nur noch ihre „newerfundene Frantzösisch-Belialische *alamode* Flüche“ *diantre, mort bleu, sacré nom* u.s.w., wie das dann im Lustspiel so lange beliebt ist. Eine andere Lieblingsfigur des Holdberg'schen und der sächsischen Comödie, der durch einen Aufenthalt an der Seine gründlich verdorbene *Jean de France*, ist unserm Moscherosch gleichfalls schon wohlbekannt, denn er hat die „raysende rasende Jugend“ in seinem „Hanß hinüber Ganß herüber“ nicht geschont.

Moscherosch giebt einmal als Resultat seiner chemischen Analyse an: „eines newsüchtigen Teutschlings Herz würde man augenscheinlich befinden bestehend aus 5/8 Frantzösisch, 2/8 Spanisch, 1/8 Italiänisch, kaum 1/8 Teutsch“. Nur das treue, modefeindliche Weibervolk zu Straßburg nimmt dieser deutschelsässische Patriot rühmend aus, während er sonst die böse Mode vor allem



von der „Newsüchtigkeit“ der Frauen herleitet; denn weil Eva statt der guten bisherigen Kost im Paradiese durchaus „etwas alamode“ essen wollte, biß sie in den Apfel, und die heutigen Frauen würden, so meint Moscherosch, nicht nur die Frucht, sondern den ganzen Baum sammt Wurzeln aufgezehret haben.

Moscherosch's sprudelnde, langathmige, cynismenreiche Ausfälle gegen den Zeitgeist gipfeln in seinem besten Gesicht, dem köstlich erfundenen „Alamodekehrauß“. Er denkt sich, daß auf Burg Geroldseck (bei Zabern oder bei Offenburg?) die alten germanischen Helden noch immer einen reckenhaften Hofhalt führen.. Da sitzen sie beisammen, die hünengroßen Erzkönige, am steinernen Tische auf gewaltigen Stühlen, in Felle gekleidet, die ungeheuren Waffen in der Hand, mit wallenden Bärten, „förcchterlich anzusehen“: Ehrenfest (Ariovist), Arminius, Wittekind, Teutschmeyer und Genossen. Vor diesen Gerichtshof altgermanischer Männlichkeit wird nun der entartete Teutschling Philander gebracht und von den alten gestrengen Herren derb abgekanzelt: was er denn für einen Hut trage und wie doch sein Haar so wälsch gekräuselt sei; auch scheine er – diesem Punkte gilt eine lange Strafrede – ein rechter Bartnarr, überhaupt ein Sklave der Wälschen, denn der Tracht entspreche das Herz. Schon Teutschmeyer schilt die vornehmen Frauen, die sich neue Kleider nebst „alamodebekleideten Puppen, also Modellen, aus der französischen Hauptstadt kommen lassen, wie es anderswo heißt, ein Pariser Schneider sei das Idealwesen der Zeit. Auch von den neumodischen Referenzen, dem undeutschen und untreulichen Kramantzen und Gaukeln mit Händen und Füßen, von Kußhand und Handkuß wollen die biderben Helden gar nichts wissen. „Altes Wesen her! Alte Herzen her!“ lautet der ingrimmig sehende Ruf des Satirikers, der dem verwälschten, von der alten Mannheit und Redlichkeit entblößten Deutschland ein\*) Pfui nach dem andern zuschleudert.

---

\*) Den „Alamodekehrauß“ copirt Curandor, d. i. Balthasar Kindermann, in der Schrift „Wahrhaftiger Traum und träumende Wahrheit, betreffend den jetzigen neuen Undeutschen Zustand in gantz Deutschland“, wo ein Greis, als uralter deutscher Geschichtschreiber gedacht, den jungen Ergaste hart anläßt als einen Mauldeutschen, einen Affen der Pariser, der ja nicht über altfränkische Deutsche lachen solle. Er verweist ihm das „rothwelsche Geschnader“ der Titel und klagt, in spanischen Hosen und mit einem spanischen Maul komme man heut zu Tage vorwärts. Alles müsse spanisch sein, „auch sogar der Bart muß mit zweyen Spitzen allezeit aufgedrehet werden, daß man einem die Augen mit ausstechen könnte. Pfuy, ihr Deutschen, schämet euch.“ S. 31 f. über die wechselnde Hutmode, dann: „Bald ein schmaler Kragen, bald wieder ein breiter, daß man die Nase damit putzen kann, und die Tische abwischen. Worzu denn die Hembder, so ihr umb die Hände mit großen Handkragen traget, überaus woldienlich seyn, und ersparen die Hauß-Knechte und Hauß-Mägde einen ziemlichen Vorrath an Hadern, indem ihr ihnen die Mühe, die Tische und Teller abzuwischen, benehmt.“ – Derselbe Kindermann erzählt in einem andern Büchlein, ein Sultan habe sich eine Galerie der Nationaltrachten malen lassen, der Maler aber ihm erklärt, die deutschen hätten gar keine.

Nicht minder unerfreulich ist ihnen Philander's Gebahren bei Tisch, denn während sie die gute deutsche Hausmannskost Rindfleisch, Speck und Sauerkraut in tüchtigen Portionen vertilgen, stochert dies „Milchmaul Sardanapalus“ zögernd darin herum, weil er sich den deutschen Magen mit Gewürzen, Ragouts, Schnecken, Austern und Pomeranzen verdorben hat. Auch daß er den Salat mit der Gabel aufspießt, wird als fremdländische Mode verdammt: der echte Deutsche müsse herzhaft mit den Fingern zulangen. In der That war der gebrauch der Gabel eine Neuerung.

Besonders mißfällt Philander's Sprache, war doch gerade auf sprachlichem Gebiete der Kampf gegen die Mode besonders lebhaft entbrannt. Die Zahl der Fremdwörter, der französischen namentlich, war Legion und in fortwährender Zunahme begriffen, die Sprache der Vornehmen ein Mischmasch, die des Lagers ein Rotwälsch schlimmster Sorte. Wo deshalb deutsche Patrioten zusammen saßen, wurde der „Sprachverderber“ verwünscht; ein Ausdruck, an den sich eine stattliche Literatur anschließt. Auch Moscherosch höhnt in einem Liede die Gelüste, daß jeder „grobe Knoll Japonesisch“ reden wolle und der Knecht die Magd lateinisch begrüße; „pfuy dich der Schand!“ Manche Fremdwörter waren dem Volk in tiefster Seele verhaßt. So trat dem Bürger und Landmann alle Angst und Noth des Krieges mit seinen Brandschatzungen vor die Seele, wenn er hörte: „Contribution“ (Grimmelshausen im „Teutschen Michel“). Gesellschaften thaten sich zusammen zur Wahrung und Reinigung der Muttersprache oder nach der üblichen enthusiastischen Bezeichnung der „uralten teutschen Heldensprache“, obenan die weitverzweigte „fruchtbringende“, der auch Moscherosch angehört hat. Im ultranationalen Eifer wird das geliebte Deutsch mittelst verwegener Etymologien als die herrlichste und älteste Sprache gepriesen, das Französische dagegen als corumpirtes Gemengsel herabgesetzt. Trotz der Phrasen und Uebertreibungen, dem thörichten Blutbade unter den Lehnwörtern, der geschmacklosen Prägung von Ersatzwörtern durch Zesens Affen, bietet diese mitten im Kriegslärm rührig wirkende deutsche Philologie dem von all den Scenen des Welkens und Absterbens verheißungsvoller Bildungskeime angegriffenen Auge einen tröstlichen Ruhepunkt. Auch Moscherosch gehört zu den deutschen Philologen und mit gemischten Empfindungen erinnert man sich daran, daß wenige Jahrzehnte, bevor das Elsaß an Frankreich fiel, in Straßburg Männer von deutscher, französischer und classischer Bildung den vaterländischen Plan als Thorwächter rein zu halten strebten, daß hier die Tannengesellschaft zwar übel reimte, aber deutsch-philologisch begeistert war und Chorion seinen „Deutscher Sprache Ehrenkranz“ flocht. Wenn Moscherosch in der Scene auf Geroldseck, wie vor ihm Fischart, über die undeutschen Vornamen spottet, so denkt er an sein geplantes Namenbuch und die gutdeutschen Taufnamen seiner

Kinder. Fragt man ihn aber, warum er selbst nicht nur so ungefüg, sondern auch so verschnörkelt und buntscheckig schreibe, so antwortet er: „es haben unsere *alamode*-Tugenden anderst als mit *alamode*-Farben nicht sollen entworfen und angestrichen werden“.

Zu dem ein bischen philiströsen konservativen Straßburger Bürger tritt der conservative schlesische Aristokrat Friedrich von der Logau, der, während seine Standesgenossen halb dem weinfrohen und weinschweren Treiben aus den Tagen des Hans von Schweinichen treu blieben, halb der Dame Mode die Schleppe trugen, mit Ernst das Banner der guten alten Gesinnung schwang; auch er freilich von früheren Zechfreuden her mit der bösen Fußgicht behaftet, aber auch er gleich Moscherosch gebeugt durch die Noth der schweren Zeit und verstimmt durch die Kabalen des Hoflebens, das er mit Vorliebe geißelt. Eine reine Natur, ein tönereicher Dichter, der nach dem Lobe seines Wiederentdeckers Lessing Catull, Martial und Dionysius Cato in sich vereinigte. In mehr als dreitausend kleinen Sinnge- dichten - darunter viel leere Buchstabenspielerien und viel zu allgemeine, nicht zielsichere Epigramme - ließ er durch den Sand damaliger Poesie seinen lyrischen Quickborn rieseln und durch eine Zeit zugleich der Rohheit und der Verweichli- chung, deren „Gewissen auf Genissen“ stand, den Strom seiner Spott- und Zorn- verse fluthen: „ich höhne Laster auß, ich schimpffe böse Zeit“. Ein wahrhaft vor- nehmer Mensch, der trotz einigen Standesvorurtheilen mit Moscherosch nur den Adel der Thaten und der Gesinnung anerkannte, die gequälte Bauernschaft schütz- te, mit inniger Frömmigkeit freie Duldung verband, das soldatische Vagabun- denthum brandmarkte, die Aufopferung für das Vaterland predigte, der Sehnsucht nach Frieden klagenden Ausdruck lieh und mit dem unentwegten Drange nach Wahrheit dem ganzen alamodischen Mummenschanz rücksichtslos den Krieg erklärte. Er sah, wie schlecht seinen Landsleuten der äußere Firniß ließ, und rief ihnen zu: „bis wer du bist“. Während Moscherosch eine Fülle von Einzelbeobach- tungen in seinen großen Sack hineinstopft, strebt Logau wenig nach Detailkritik, fesselt uns aber durch adeliges Auftreten und die Ueberlegenheit, mit der sich sein Patriotismus bald ironisch, bald prahlerisch ausspricht. Der Wunsch nach einer Wiederherstellung des deutschen Wesens „vor Alters“, wo die Deutschen noch keine „Garweiber“, sondern „Garmänner“, *Germani*, waren, ist bei ihm keine Phrase. Er ruft im Kampfe gegen den Sprachverderber sein schönes Wort: „Wer von Herzen redet deutsch, wird der beste Deutsche seyn“ und verhöhnt die Zeit, da man glaubte: „Wer nicht Frantzösisch kan ist kein gerühmter Mann“. Er bedauert die armen deutschen Kinder, daß sie nicht gleich in Frankreich geboren seien, aber tröst- lich bleibe, daß wir jetzt sammt und sonders Franzosen würden, denn nun brauchten die deutschen Jünglinge, „sollen sie gelten was“, nicht erst nach Paris zu reisen:

„Franckreich hat es weit gebracht, Franckreich kan es schaffen,  
Daß so manches Land und Volck wird zu seinem Affen.“

Und wie Moscherosch sein empörtes Pfui ruft, schilt Logau: „Freyes Deutschland schäm dich doch dieser schnöden Knechtereÿ“; sollen die Deutschen französische Kleider wie eine Bedientenlivree tragen? Auch Logau kennt in der Auflehnung gegen den Geist der Zeit, wo Mars nicht nur das Land, sondern auch Sprache und Sitte verheert hatte, kein Maß. Auch ihm ist das Französische nur der elende Bastard des Latein und auch er bringt die eingerissene Verlogenheit mit der Vorliebe für die Sprache unserer Nachbarn in Verbindung. Christus habe gesagt „ja ja“ und „nein nein“ - in Frankreich würde ihm heute etwas anderes belieben. Logau's Sittlichkeit sträubt sich gegen die zuchtlose „engelländische Tracht“ und immer ist „Mode“, „alamodisch“ das rothe Tuch für seine Satire. Mögen die Deutschen, meint er, bei dem alten Nationallaster, dem maßlosen Zechen, verharren, wenn sie nur die Mode, nur die Mode zu allen Teufeln ziehen lassen. Was die Geroldsecker Tafelrunde bekennt, ist auch sein Credo:

„Alamode Kleider, Alamode Sinnen,  
Wie sichs wandelt aussen, wandelt sichs auch innen.“

Doch nicht alle Landschaften hatten sich gleich willig dem Alamode mit Haut und Haaren verschrieben. Tritt uns im Elsaß ein starker reichsstädtisch bürgerlicher Conservatismus entgegen, so hält mindestens eben so zäh Niedersachsen am Einheimischen fest. Hier ist ein behaglicher, derber Realismus zu Hause und sitzt den Leuten unvertreibar im Blute. Stolz auf die alte Stammesart blickt man den neuen Moden mißtrauisch entgegen und wehrt sie mit leichtem Spott oder wuchtigen Knittelschlägen ab. Der Niederdeutsche hatte das denkbar innigste Verhältniß zu seiner Mundart. Noch immer, anderthalb Jahrhunderte nachdem Luther den alten sprachlichen Riß verkittet hatte, empfand er das Hochdeutsche als eine für ihn nicht recht lebendige Sprache. „Reinke de Vos“ war sein Lieblingsbuch. Man hatte nicht aufgehört den Dialekt literarisch zu pflegen. Volksbücher, kleine Tendenzdramen, Bauernintermezzi in Komödien zeugen davon zur Genüge, und will die fanatische Schwenckfeldianerin A. O. Hoyer's einmal ihrem vollen Grimme gegen die verhaßten „Dörppapen“ Luft machen, so schreibt sie mit männlicher Derbheit eine plattdeutsche Satire. Sollte sich nun der Niedersachse spanisch oder französisch putzen, da doch die Mode in seiner Heimath stärker als anderswo gegen den bisherigen Brauch abstach? Und wie sollte das Plattdeutsche, diese dralle rothbäckige Dirne, sich plötzlich mit den Strohlumen und Brillanten der modischen Dichtersprache schmücken? Nein, man lachte, man schimpfte, doch nicht so grimmig im schweren Rüstzeuge des patriotischen Stolzes.

Im Dialekt erhob hier die zähe Landskraft Einsprache gegen die Eroberungsgelüste der Mode. Ein echter Mecklenburger, der Rostocker, später Soröer Professor Johann Lauremberg, äußerlich geschult an der römischen Satire, die nach ihm im Norden der gleichfalls modefeindliche Rachel ziemlich matt nachahmte, ließ 1652 seine robusten und saftigen „Veer Schertz Gedichte“ ausgehen, die noch im achtzehnten Jahrhundert als die „olden berömeden“ verbreitet waren. Schon auf seinen Reisen hatte ihn das französische Wesen abgestoßen. Sein Standpunkt ist ein grob altfränkischer. Er hat keine Spur dichterischen Schwunges in sich. Geist und feinere Laune darf man nicht bei ihm suchen. Seine Faust führt nicht den Stoßdegen, sondern den hanebüchernen Knüppel. Im nachlässigen Alltagswamms tritt er auf den Markt und mag von der sauberen Form, welche Opitz zurecht geschulmeister hat, nichts wissen. Es schiert ihn gar nicht, ob ihm ein „Rimen Aristarch“, der seinen Kiel durch die hohen Wolken schwingt, vorhält, seine Verse und Reime gingen „all up und dael“:

„Himp hamp, de eine is breet, de ander de is schmael,  
De eine is scheeff und krum, der ander lyck (gerade) und even,  
Als wen uth einem Dörp de Schwine werdn gedreven,  
Bi einer vetten Sög lopen sös magre Varken.“

Seine Verse sollen der Schuster und das alte Weib verstehen, seine Reime schlecht und recht sein wie die Mütze der Großmutter. Er ist mit Bewußtsein und aus Princip altmodisch. Der ewig sich wandelnden modenärrischen hochdeutschen Schriftsprache zieht er seine dauerhafte Mundart vor. Reineke Fuchs sei ein Schatz wie Gold in einer schmierigen Tasche. Im Hinblick auf die kunterbunte Maskerade des Proteus Alamode verfolgt er nicht ohne plattes spießbürgerliches Behagen den Horazischen Satz, daß niemand mit seinem Loose zufrieden sei, um seinerseits mit allem Nachdruck zu betheuern: „ick blive bi dem olden und wil mine simpele wise hernamals beholden“. Der ewige Wechsel ist ihm ein Greuel:

„Kleder, Sprake, Versche schriven,  
Endert sik fast alle Jahr,  
Man ick achte idt nicht ein haer.  
Bi dem olden will ick bliven:  
Höger schal min Styll nicht gahn,  
Als mins Vaders hefft gedahn.“

Den Inhalt seiner vier Scherzgedichte bildet die französische Mode. Er verfolgt das Allemode sowohl allgemeiner, als im einzelnen die „almodische Kleder-Dracht“, die „vormengde Sprake und Titel“, die neumodische „Poösie und Rymgedichte“.

Der niederdeutsche Witz kann noch heute sehr drastisch, massiv und grobianisch sein. Wie viel mehr in einer Zeit, welche zu den beiden aristo-

phanischen Jahrhunderten Deutschlands gehört. An was für Ohren wenden sich die ehrbaren alten Schwänke; wie genial cynisch schreibt Fischart. Niemand scheut damals den Cynismus, dann besonders nicht, wenn es gilt die Unnatur durch Caricatur und das Widerspiel urwüchsigster Natürlichkeit todtzuschlagen, wie das im vorigen Jahrhundert auch der junge Goethe verstanden hat. Lauremberg's Cynismus kommt aus einem Geiste von grober Gesundheit. Gleichwohl lehnen wir heute die Erneuerung des cynischen Stiles jener Jahrhunderte, auch wenn sie aus ernster Ueberzeugung und sprachgewaltig versucht wird, entschieden ab und ich darf auch nicht andeutungsweise wiedergeben, wie Lauremberg die modische Mädchentracht oder Parfüms, Puder und Perücken lächerlich und verächtlich macht. Er tischt manche hübsche Anekdote auf. In Kopenhagen stolzierten einmal drei geputzte Damen in Sammet und Seide an ihm vorbei. Das müssen gar vornehme Frauen sein? O nein, es sind die Weiber von Handwerkern, aber die Welt prunkt ja jetzt so närrisch bunt wie des Hanswursts Kappe. Oder ein Westfale kehrt aus Paris heim und bestellt sich ein *potage* zum *déjeuner*, worauf ihm sein pädagogisch begabter Koch ein dem Sprachgemisch entsprechendes ekles Gemengsel vorsetzt. Ist der Kleidernarr ein Geck von außen, so ist der Sprachnarr ein Geck von innen. Lauremberg verlacht das französische Deutsch, die höflichen Anreden *monsieur, madame*, das untherthänige *Serviteur* und den Titelunfug, wonach der Rattenfänger Herr Kammerjäger und der Krugfiedler Herr Musicus heiße. Ein sehr beliebter Spott. Noch Stranitzky läßt in der Wiener Hanswurstiade etwa eine Kästenbraterin „Madame Ursel“ anreden. Die „olden Neddersaxen“ liebten die Complimente nicht, ein ehrliches Mädchen Grete oder Annemeken verbat sich die neuen Ekelnamen und Lauremberg giebt seinen Landsmänninnen den feinen Rath: „Wen juw einer dame heet, schlaet en an den Ohren.“

Allerdings war eine vertrackte Mode der Titulatur und Unterhaltung angekommen, steif, schnörkelreich, gespreizt, weitläufig umschreibend. Alles ist bis ins kleinste normirt. Sogenannte „Complimentirbüchlein“, eine Art Knigge oder Galanthomme in der Westentasche, fassen das Schickliche lehrhaft zusammen. Der Zittauer Rector Christian Weise hat dann gar eine große fünfactige „Complimentirkomödie“ verfaßt, worin jede Scene den Schülern für spätere Lebenslagen zum Muster der Oration dienen konnte. Die Briefsteller lassen nicht lange auf sich warten, um dem Gefühle Schemata des Ausdruckes vorzulegen und jede frische Unmittelbarkeit in Bande zu schlagen.

Lauremberg, obwohl er selbst unter die Hofpoeten gegangen ist, empfand das Unnatürliche und Mühsame der damaligen Poesie. Aber macht uns auch sein unflätiger Spott über einen recht verstiegenen Tropus lachen, so

ist doch gewiß, daß dieser nüchterne Kopf von rhetorischer Bewegtheit, Gehobenheit, Bilderschmuck der Dichtersprache überhaupt keine Ahnung hatte und gerade heraus gesagt, ein Poesiefeind war. Das ist die Kehrseite seiner und mancher andern Polemik gegen den Schwulst. Komisch weiß er zu schildern, wie sich der neue Dichter erst durch reiche Spenden, dem Gotte Bax (Bacchus) dargebracht, und durch Rauchopfer zum Werk begeistere. In der That ist die „Tabaxpipe“ mehr als einem schaalten Reimer späterhin unentbehrlich zur poetischen Umnebelung und folgerichtig läßt sich der jämmerliche Schlesier Daniel Stoppe auf dem Titelpuffer qualmend abbilden.

Im siebzehnten Jahrhundert fällt auch das Rauchen, das „Taback schmöken“, oder wie man hochdeutsch dem französischen *boire* entsprechend zunächst sagte „Taback trincken“, unter den Gesichtspunkt der Mode. Die gegnerische Literatur ist gar nicht klein, wenn Deutschland auch keinen König Jakob (Misokapnos) aufzuweisen hat. Die Sammlung Hoffmann's von Fallersleben ist bei weitem nicht erschöpfend. Später freilich ertönen aus studentischen Dichterkreisen zahlreiche Loblieder auf den edlen Knaster, aber in der uns beschäftigenden Periode mußte sich der Hamburger Pastor J. B. Schupp in einem hitzigen theologischen Federkriege von seinem Widerpart einen „Tobacksäuffer“ - Lauremberg würde sagen „Roecksüper“ -schelten lassen und mit langen sanitären Erörterungen antworten.

Derselbe Schupp, von Geburt ein Hesse, ein heiterer, schlagfertiger, doch formloser Schriftsteller, mag uns für andere beweisen, daß die alte Feindschaft der evangelischen Geistlichkeit gegen den *modo* noch lange nicht begraben ist. Obwohl nichts weniger als ein pedantischer Schulfuchs, gehört auch er nach Gesinnung und Stil zu den konservativen Elementen, denn er eifert gegen den Putz, die Modelectüre, die „affectirten verliebten Reden“, die Reisen ins Ausland, kurz gelegentlich in seinen ergötzlichen Schriften gegen alles, was den ausgesprochensten Modefeinden als Zielscheibe diente. Der treffliche Mann kann mitunter sehr böse werden und eine Putznärrin ein „überdüchtes Grab, einen verschnöten Wust und Unflaht“ nennen. Poppäa trage darum ewige Schmach, „da nichts schandbarers ist als sich anders bilden und gestalten, gleich wie sich die Natur gebildet und auß-gezieret hat“, und bezeichnend für eine Zeit, wo der Schauspielerstand jeder bürgerlichen Ehre entbehrte, fügt Schupp hinzu: „Die Comoedianten und Schauspieldantzer werden deßwegen verächtlich gehalten, daß sie andere Staltung, Habit und Personen an sich nehmen, und denen Zusehern zum Spott und gelächter machen.“ Auch er ein gerader kerniger Mann, dem ein Ding nicht dadurch löblicher wird, daß die plumpe deutsche Bezeichnung einer galanteren französischen Platz macht, und der, was Moscherosch unter „*Reputation*“ versteht, als die neue „*Opinion*“ verfolgt. In Danzig z.B. gehe dieselbe so weit,

daß man jeden Handelsmann „und sollte er auch nur Schwefelhöltzel feil haben, Junckerum titulierte“.

Auch der katholische Klerus ließ sich selbstredend das dankbare Thema nicht entgehen und mit besonderer Virtuosität striegelte im auslaufenden Jahrhundert der Prediger die Unarten der Mode, der selbst einen buntscheckigen grotesken Stil auf die Wiener Kanzel brachte, zugleich strafen und lächern wollte, Abraham a Santa Clara. Sein unerschöpflicher und partienweise noch heute unwiderstehlicher Humor giebt manchen guten Gspäß gegen „den übermässigen Kleider-pracht“ zum besten. So ruft er mit der beliebten satirischen Häufung den Französlingen zu: „Neue Modi-Hüt, Modi-Barocken, Modi-Krägen, Modi-Röck, Modi-Hosen, Modi-Strümpff, Modi-Schuh, Modi-Bänder, Modi-Knöppf, auch Modi-Gewissen schleichen durch euere Raiß in unser liebes Teutschland, und verändern sich eure Narren-Küttel täglich mit dem Mondscheine. Es werden bald müssen die Schneider eine hohe Schul auffrichten, worauff sie Doctormäßig gradiren und nachmahls den Titel ihr gestreng Herr Modi-Doctor erhalten.“ Köstlich weiß er das Bild einer hochadeligen Dame zu entwerfen, wie sie sich herrichtet, pomadisirt und schminkt, als letzte in die Kirche rauscht und nach der kurzen Jägermesse förmlich Cercle im Gotteshause hält; oder wie eine Magd im Laden für ihre Gnädige, die darin „gar haiggl“ ist, „Procat und Modi-band“ von „africanischer Esel-Farb“ und „Indianischer Ruben-Farb“ aussucht, oder wie die Frau eines Beamten mit 400 fl. Einkommen als „ein abcopirte Cleopatra“ (eine „pollierte Mistfinckin“) einhergeht:

„ihr Manto, Mantill, Mantell,  
bringt den armen Mann in die Höll.“

Wenn Pater Abraham die modische Schleckerei und Ausländerei, die unzüchtige Tracht und die Ueppigkeit allenthalben - trug doch nach ihm jede Stubenreiberin einen Pelz - überschaut, schreit er Wehe über den Materialismus der Zeit: „Den Leib, diesen Limmel carisirt man, als kam er her von dem Hirn-Schweiß deß grossen Gott Jupiter, und der Seelen vergißt man so oft.“ Darum frohlockt er bei der öffentlichen Züchtigung einer Modenärrin, diese Madame sei die Mode in Person, aber bald hat er wieder „die Modi gantz frey und frech auff der Straßen gesehen herum gehen.“

Schwerlich hat Abraham viele zur Einfachheit bekehrt. Wie in unserem Jahrhundert zur Zeit des Wiener Congresses die hohen Herrschaften mitten in der Hetze des Genußlebens auch einmal die Augustinerkirche besuchten, wo der hagerere Convertit Zacharias Werner in seinem fremdartigen ostpreußischen Dialect so originell und raffinirt über die Weltlust, über Comödien und Bälle predigte oder richtiger schauspielerte.



Mag Abraham die Mode noch so drastisch verdammen, er ist doch selbst ein Diener des neugierigen Publicums, selbst unterthan der mächtigen Strömung des siebzehnten Jahrhunderts, welche stets die stärksten, ja crassesten Wirkungen verlangte. Durch den großen Krieg war vieles im deutschen Menschen stumpfer geworden. Es bedarf besonderer Reizungen. Die Andachtsbücher sind ebenso schwülstig wie das weltliche Poem; gleich der Titel verräth es. Leichenreden, gereimte Nachrufe ergehen sich in denselben unsäglich geschmacklosen Wortspielen und geschraubten Hyperbeln, wie Liebesroman und Hochzeitscarmen. Monsieur und Madame Alamode liebten das Aufgebauschte, die dreiste Entblößung, die schreiende Farbe - nun, der Prediger verdammt diese Gelüste, aber in einem gehäuften, nicht immer auf Würde bedachten, bunten Stil. Abraham erneuerte die komisch-allegorische Weise Geiler's und erzählte Predigtmärlein. Viele schütteten einen Schwall todter Gelehrsamkeit aus. Andere zierten sich oder donnerten, wie die Helden in den „Mordspectakeln“ der englischen Comödianten. Pastor Schupp, der tüchtige Lutheraner, eifert gegen diese hastig gesticulirende, forcirte, „hochkünstliche alamodische“ Kanzelberedsamkeit und spottet:

„Viel schreyen überlaut und ruffen auff der Cantzel,  
Nicht anders als wann Hanß sein Greta führt zum Tantze.“

Die Predigt theilt mehr oder minder die Geschmacksrichtung der schönen Literatur. Auch hier eine neue undeutsche Mode. Alle bisher genannten Satiriker sind nicht nur culturhistorisch als Gegner der Mode zu fassen, sondern sie stehen auch in literarhistorischem Contrast zur Masse der zeitgenössischen Dichter. Der überladene Stil, welcher die klaren Satzgebilde, den einfachen Ausdruck völlig maskirte, in der maßlosen Häufung rhetorischen Schmuckes ein übriges that und in seiner lüsternen Sinnlichkeit mit gewissen Kleidermoden wetteiferte, zeigt daß die Herrscherin ein Gebiet nach dem andern eroberte. In Spanien ging Gongora, in Italien Marino voran und überaus schnell lernten die Deutschen die Sirenenlaute des marinescare, jenes *stilo concettoso*, der Alles zuspitzte und umschrieb, überall Schnörkel anhängte und eine solche Bildermenge gemein machte, daß unsere Dichtersprache nunmehr wie eine Modedame in voller Gala einherstieg.

Der Sinn für das Einfache schwand dahin. Immer weiter griff die Modelectüre um sich. Auf den abenteuerlichen Ritterroman Amadis, den Goethe in einem Briefe an Schiller befremdlich lobt, war die süßliche Unnatur der Schäferei gefolgt. Noch heute ist uns Celadon eine geläufige Bezeichnung für fade, schmachtende Liebhaber. Moscherosch klagt, daß jeder Knecht neuerdings statt des Arnd'schen Paradiesgärtleins und anderer gottseliger Bücher nur die Arcadia, den politischen Roman Sidney's, lese.

Nicht die blüherante Albernheit der Pegnitzschäfer zu Nürnberg zeigt die große Uebermacht des italienischen Modestils, sondern vor allem der Hofgeschmack und die Poesie Hoffmannswaldau's. Die Dichtung geht nicht allein. Die bernineske Sculptur und die Musik fordern zum Vergleiche auf. Die italienische Oper wandert über die Alpen und wird an den Höfen gehätschelt. Schwülstige Libretti, Allegorien, Nymphenballets von vornehmen Schönen getanzt, alles voll antiker Mythologie und zugleich reich an Sinnekitzel, sind des Beifalls sicher. Kokett putzt sich die Sprache mit glitzerndem Geschmeide und Kunstblumen, lernt tändeln und locken und weiß sich in verliebten Schilderungen galant, frivol, erhitzt zu geben. Die corallinen Lippen, Wangenrosen, Mundrubin, Alabasterbusen, Marmelschooß u. s. w. sind in jeder Strophe anzutreffen und ein Satiriker verhöhnt solche Versteinerung der Geliebten. Man wagt in der sinnlichen Lyrik Unglaubliches, während andere zum Contrast wieder die Verwesung des Leibes in ihrer ganzen Scheußlichkeit ausmalen und am offenen Grabe die *Vanitatum vanitas* predigen. Die Sprache des Dramas verirrt sich von den pathetischen Centnerworten des Andreas Gryphius zu dem unerträglichen Bilderstil Lohenstein's, der, ein phantasieloser Pedant, Bildliches und Unbildliches gar nicht mehr zu unterscheiden wußte und all seinen Personen ohne Rücksicht auf Alter, Geschlecht und Charakter dieselbe geschraubte Ausdrucksweise lieh. Alles angenehme ist Zucker, alles unangenehme Aloe oder Coloquinthe.

Der sinnliche, im Tropenschwall aufgehende Marinismus war nur ganz allmählich zu verdrängen, zumal er an hoher und höchster Stelle gepflegt wurde. Es konnte natürlich gar nichts helfen, daß Moscherosch die neumodische Verhimmelung der Geliebten carikierte, Lauremberg die Tropen durch wörtlich unsaubere Deutung dem Gelächter preisgab und Schupp die „zuckerverliebten“ Phrasen der phantastischen Maulaffen verdamnte.

Von zwei Seiten begann die Reaction. Männer, welche an das verkommene Volksdrama anknüpften, schaffelustige Schulmeister, obenan Christian Weise, der auch sachlich ein reger Modefeind ist, setzten an die Stelle der verstiegenen Affectation das Mittelmaß gewöhnlicher „Pronunciation“, indem sie die Heroicolingantios unbarmherzig stäubten und sich nur ab und zu einen „*excess* in der angenehmen Redensart“ gestatteten. Schon Schupp gab die Parole: zurück zu Luther und den Reichstagsabschieden als den Mustern der Sprache. Aber Weise und Weisianer ließen sich zu sehr gehen, wurden breit, nachlässig und unfein. Dichter des preußischen Hofes bahnten die Correctheit nach dem neuen französischen Muster an und zum ersten Male ging Preußen, wie bereits Warneck, der erbitterte Feind und überlegene Verspotter des Lohensteinismus, hervorhebt, reformirend auf literarischem Gebiete voran. *Bon sens* einerseits, stilistische Feile andererseits

wurde nach Boileau's Vorschriften gefordert. Vernunft und Geschmack - dieses Wort damals zuerst übertragen gebraucht - sollten herrschen.

Aber waren die so ganz im Rechte, welche für die Bildlichkeit und Sinnlichkeit des Ausdrucks nur Worte des Hohns und der Verachtung hatten? Gewiß nicht. Die Lyrik wurde freier, die Sprache reicher. Doch die Satire ist immer einseitig; auch stellt sie die schlimmsten Ausschreitungen als Typen hin. Deutschland mußte in den Jahrhunderten, wo es auf manchen Feldern concurrenzunfähig war, von den überlegenen Nachbarländern lernen. Der Satiriker aber meint, daß eine Strafpredigt, will sie wirken, nicht ruhig abwägen, sondern sturzbadähnlich auf die Köpfe sausen muß. Nichts ist ärmlischer und beschränkter, als die eingebil-dete und ungebildete Teutschthümelei. So möchten wir gegen Lauremberg ein treffliches Epigramm des geistreichen Warneck oder Wernicke richten: er glaubt, die deutsche Redlichkeit bestehe in Grobheit und in niederdeutscher Sprache. Und gegen die Ultras im Modekrieg das vernünftige Wort Harsdörfer's (Frawenzimmer Gesprächspiele 1): die Feinde jeder Kleiderveränderung „solten noch Beltz von Ziegenfällen oder Feigenblätter nach Adam's erster Kleidung zu tragen schuldig seyn“. Es kann kein Zweifel bestehen, daß die steife Förmlichkeit fran-zösirender Anreden und in manchen Adelskreisen der Gebrauch der französischen Sprache überhaupt ein wirksames Gegengewicht gegen die Verrohung in und nach dem großen Kriege bildeten. Und wenn wir die Wahl haben zwischen einer urwäldlerischen turnerhaften Mode, welche die Höflichkeitsformen nicht für sittlich, sondern für unnatürlich, unteutsch und verlogen hält, und einer maßvoll nach fremdländischem Muster gebildeten, so kann die Wahl nicht schwer fallen. Die volksthümliche Reaction bringt oft nur Mode für Mode und köstlich hat Clemens Brentano im Märchen vom Dildapp geschildert, wie Frau Schlender und ihre Töchter Andrienne, Saloppe und Kontusche heruntergekommen sich deutsch kleiden und mit den edlen Namen Uta, Elsa (!), Thusnelda, Siegelinde schmücken.

Seien wir aber auch nicht ungerecht, wenn der Ersatz, den die Satiriker des siebzehnten Jahrhunderts mit geringen Ausnahmen bieten, so dürftig erscheint. Sie empfehlen das Alte und nur das Alte, ohne an einen steten Fortschritt der Cul-tur zu denken. Lauremberg sagt mit der phlegmatischen Gleichgiltigkeit seines Landsmannes Jochen Nüßler: „idt mach gahn als idt geht“. Moscherosch stellt in einer gemüthvollen Schrift seiner Familie ein bescheidenes Ideal stillbürgerlichen Lebens und sorglicher Beschränkung namentlich im Forschen auf und empfiehlt die Reichsstädte als Hort des guten alten Wesens. So denkt ein wackerer Bürger in schwerer Zeit; wie sollte er weiter blicken?

Neue große Mächte waren nöthig, das geistige und in der Folge das

ganze bürgerliche Leben Deutschlands umzugestalten. Der Pietismus verinnerlichte die Religiosität und sammelte eine große stille Gemeinde. Das Gefühl war befreit. Und als zweite Emancipationsmacht tritt die Leibniz'sche Philosophie auf. Geringfügig ist es, daß auch Leibniz als Feind der Ausländerei die Deutschen „frömdgierrigliche Affen“ schilt, in schneidigen Versen die Verwälschung angreift und bitter klagt: die „Betteley“ „macht unteutsch Sinn und Hertz, die Rede, Leut und Land“. Auf vielen Gebieten ein großartiger Anreger leitet er die geistigen Auseinandersetzungen des neuen Jahrhunderts ein. Damit war die Mode nicht todt, wenn auch die Pietistin sich gesucht schlicht und ehrbar trug und den Jüngling höhere Interessen zu bewegen begannen, aber die Tyrannei des Modeteufels war überwunden.

Erich Schmidt